

**Verein
Asociația
Fundăția**



**CH 8877 Murg
Hermannstadt**

Alte Staatsstr. 1 • 8877 Murg • Schweiz • 081 738 15 60 • E-Mail: papagenomurg@bluewin.ch
Rozmarinului 9 • 550032 Sibiu • Romania • Tel. 0040 (0)269 228 013 • E-mail: papageno_hermannstadt@yahoo.de
www.verein-papageno.ch

20 JAHRE PAPAGENO - WEIHNACHTEN 2011

Am 24.9.2011 feierte unsere Stiftung/Verein Papageno den 20. Geburtstag.

Nun liegt vor Ihnen die Papageno-Weihnachtszeitung 2011, sowie erstmals eine die Zeitung ergänzende DVD. Auf vielfachen Wunsch unserer Freunde haben wir darauf verzichtet einen chronologischen Ablauf der 20 Jahre aufzuzeichnen. Vielmehr möchten wir Ihnen mit dem Erzählen einzelner Episoden aufzeigen, wie einerseits

turbulent und chaotisch, aber auch kontinuierlich und zielgerichtet sich der Aufbau unseres Vereins/Stiftung Papageno während den vergangenen 20 Jahren gestaltete. An dieser Stelle danken wir allen Sponsoren herzlich. Wir sind dankbar, dass wir für diese Aktion keinerlei Papageno-Spenden einsetzen mussten.

Warum ist unsere Stiftung Papageno "Konfessions-Neutral"?

Als Lotte, Kurt und ich beschlossen in irgend einer Form unseren Freunden in Rumänien weiterhin zu helfen, haben wir nicht geahnt, in welche Schwierigkeiten uns das bringen würde. Mitte Januar 1989 hat Aussenminister Genscher in der evang. Kirche in Hermannstadt alle „Deutschen nach Hause“ gerufen. Wir haben die Tragweite nicht verstanden, aber beschlossen, unsere Rumänischen Freunde weiterhin zu unterstützen.

Wir drei sammelten Geld in unseren eigenen Familien, bei unseren Freunden und Bekannten. Es war uns möglich mit dem Sammelergebnis die notwendigen Medikamente zu kaufen und zur Post zu bringen. Unser Freundeskreis in Rumänien wuchs.

Wir mussten unserer privaten Rumänienhilfe eine Struktur verpassen, um Ordnung in die langsam wachsende Organisation zu bringen. Was lag uns als Schweizer näher als einen Verein zu gründen. Wir schusterten in gemeinsamer Arbeit so eine Art Statuten zusammen und waren uns in allen Punkten mehr oder weniger einig. Es war von Anfang an klar, dass unsere Rumänienhilfe zwei Teile umfassen musste.

1. sofortige unbürokratische Nothilfe, wo sich das als angebracht erweisen würde und
2. Hilfe zur Selbsthilfe.



Die Papageno-Gründer kurz vor dem Aufstieg auf den heiligen Berg Sri Pada (2.250m) in Sri Lanka: Lotte Bruppacher, Küsnacht; Kurt Stäheli, Stansstad; Martin Bauer, Murg

Dass unsere Hilfsorganisation -die noch keinen Namen hatte- politisch neutral sein muss, stand fest. Heftig stritten wir aber darüber, wie unser Verein konfessionel einzustufen sei.

Lotte, als Inhaberin einer grossen Papeterie in Küsnacht, gehörte der Heilsarmee an. Sie opferte viele Abende um in Wirtschafen zu singen und den Kriegsruf zu verteilen, sie half mit die erste Suppenküche in der Stadt Zürich zu gründen, indem sie sämtliches Werbematerial gratis zu Verfügung stellte.

Kurt ist in der stockkatholischen Innerschweiz aufgewachsen und kannte nur als einzig richtigen Glauben den Katholizismus und fand es in Ordnung, dass die Bauern am Karfreitag die Gülle auf die Felder brachten.

Ich selber bin in einer erzreformierten Familie gross geworden. Auch ich hätte mir nie etwas anderes vorstellen können als reformiert zu sein.

Lotte, Kurt und ich stritten weiter. Jeder hatte gute Gründe. Kurt lobte seine Kirche als mächtig, wenn es einmal darum gehen würde Hilfe für unseren Verein zu erbitten. Lotte war der Ansicht, dass weder die reformierte noch die katholische Kirche Erfahrung in sozialen Bereichen hätten, ganz gewiss aber nicht in der Direkthilfe für einfache Menschen. Sie war der Ansicht, dass unser Verein "neutral" sein müsse, gewissermassen "konfessionslos". Nie werde ich vergessen, wie oft sie den Leitspruch des Heilsarmeegründers William Booth wiederholte:

Hilfe zähle nur in dieser Reihenfolge: Suppe, Seife, Seelenheil.

Einigkeit und Klarheit hat eine Bergbesteigung gebracht.

Wir hatten die Möglichkeit den heiligen Berg auf Sri Lanka zu ersteigen. Der Sri Pada ist 2.250 Meter hoch. Viele Gläubige der vielen Weltreligionen besteigen den heiligen Berg zwischen dem Dezember- und dem Maivollmond. Es war für uns ein eindrückliches Erlebnis zu sehen, wie viele Pilger andächtig den Berg erklimmen. Der Aufstieg dauerte etwa 4 Stunden. Oben angekommen bestaunte wir einen etwa 1,8 Meter grossen Fussabdruck. Sri Lankas Christen halten ihn für den Fussabdruck Adams. Hindus sehen darin den von Shiva, Buddhisten den von Buddha und Moslems den von Mohammed.

Auf diesem heiligen Berg wurde uns plötzlich klar:

unser neuer Verein hat nicht nur politisch, sondern auch konfessionell neutral zu sein.

Etwas später haben wir auch noch einen passenden Namen gesucht und gefunden und die damals erstellten Statuten haben noch heute Gültigkeit, obwohl sie einige unbedeutende Revisionen und Anpassungen über sich ergehen lassen mussten.

Die verschwundenen Matratzen im Asylulul

Emese machte uns darauf aufmerksam, dass im Altersheim Asylulul die Insassen unter bedenklichen Zuständen leben, dahinvegetieren und auf das Sterben warten. Ich machte mich, begleitet von einer kleinen Delegation aus der Schweiz, auf den Weg dieses Altersheim kennen zu lernen.

Mitten in der Unterstadt gelegen, machte ein kleines Schild auf das Altersheim aufmerksam. Uns Schweizern ist sofort die Zahl 1291 aufgefallen. In diesem Jahr ist also nicht nur die Schweiz gegründet worden, sondern auch das heutige Altersheim. Inmitten einer Gruppe halb verfallender Gebäude, musterte uns eine Pflegegerin. Man spürte geradezu ihren Missmut und wie lästig sie uns als Eindringlinge empfand. Unseren Wunsch, das Altersheim zu besichtigen, lehnte sie rundweg ab und gab sich nicht einmal Mühe irgendwelche Gründe zu erfinden. Wir insistierten energisch und stellten uns als hohe, kompetente, mit der Rumänischen Regierung zusammenarbeitende, diplomatische Persönlichkeiten aus der Schweiz vor. Das wirkte und öffnete uns die Türen.

Nie werde ich den Geruch vergessen, welcher uns im Treppenhaus entgegenschlug. Schon nach wenigen Minuten fiel uns das Atmen schwer. Ein Gemisch aus Exkrementen, Urin und Küchendämpfe schlug uns entgegen. Im drei Stockwerk hohen Haus wohnten 60-70 Patienten. Einen Lift gab es nicht. Nur im 1. Stock existierten 4 Toiletten und 2 Badezimmer. Jede Bettpfanne und Urinflasche musste im 1. Stock geleert werden. Im Treppenhaus begegneten sich die verschiedenen Dienste, die die Töpfe leeren mussten und diejenigen, die das Essen verteilten. In jedem Zimmer standen, dicht an dicht, etwa 8-10 Betten. Ausgemergelte Menschen starrten uns mit leeren Augen an. Auf den Fenstersimsen stapelten sich Gefässe aller Grössen, umschwärmt von aufgeschreckten Fliegen. Man erklärte uns, dass die Angehörigen ihren Verwandten täglich Essen vorbei bringen müssen, da die Küche im Haus über zuwenig Geld verfüge richtige Mahlzeiten abzugeben. Hier werde darum nur 2x im Tag Suppe gekocht.

Ganz besonders sind uns die halb verfaulten Stroh-Matratzen aufgefallen, durch die die Stahl-Federn stachen und auf denen wund gelegene Patienten liegen mussten. Wir hatten nur einen Wunsch, so schnell als möglich wieder diesen Ort des Grauens zu verlassen. Noch am gleichen Abend telefonierte ich ins Lager Murg und erfuhr, dass 15 Matratzen vorrätig waren und bat darum, diese dem nächsten Transport mitzugeben.

Sofort nach dem der Hilfstransport angekommen war, lies ich stolz wie ein Pfau die Matratzen, zusammen mit einer Kiste Bananen, vor dem Alters- und Krankenasyl abladen. Der Direktor versprach die Matratzen und die Bananen zu verteilen und verfloss förmlich in Dankbarkeit und wiederholte mehrmals, Gott werde diese Selbstlosigkeit gewiss belohnen.

Freudig orientierte ich den Vorstand in der Schweiz über die gelungene Hilfsaktion.

Einige Tage später besuchte ich zusammen mit Kathy wieder das Asylulul um zu sehen, welche Patienten nun auf den neuen Matratzen liegen würden. Uns kam es komisch vor, dass weder der Direktor, noch die Oberschwester zu sprechen waren. Irgend etwas stimmte hier nicht. Wir suchten unsere Matratzen in den Krankenzimmern vergebens und die Kranken konnten sich auch nicht an Bananen erinnern. Hartnäckig suchten wir den Chef. Wir fanden ihn im Büro und fragten ohne alle Umschweife, wo wir die von uns gelieferten Matratzen finden würden. Ein mit Silber beschlagenes Gebiss grinste uns verlegen entgegen und fragte belämmert: „welche Matratzen meinen sie?, ich kann mich an nichts erinnern!“

Unglaublich wütend und bebend vor Zorn, versprach ich ihm mit der Polizei wieder zu kommen. Entmutigt suchte ich Rat bei Nicu. Er hörte mir zu ohne mich zu unterbrechen und meinte nur, die Polizei zu rufen hätte keinen Sinn.

„Weißt du, wenn jemand nass ist, hat er keine Angst vor dem Regen!“

Einige Wochen später brachte uns der Lastwagen aus der Schweiz 45 fast neue Matratzen, komplett mit Schonern versehen. So eine Pleite darf mir nicht nochmals passieren, hämmerte ich mir ein. Ein Misserfolg genügt!

Zusammen mit verschiedenen Freunden zogen wir eine schweizerisch anmutende „Militärorganisation“ auf. Wir fuhren mit dem Lastwagen überfallartig direkt in den Hof. Wir baten weder um Erlaubnis, noch warteten wir, bis sich der Direktor oder die Oberschwester meldeten.

2 Freunde bewachen die auf dem Wagen liegenden Matratzen, 6 unserer Freunde trugen die neuen Matratzen in die Krankenzimmer und tauschten sie gegen die alten aus. Die alten, versieften und halb verfaulten Strohsäcke wurden aus dem Fenster direkt in den Hof hinunter geworfen, wo sie von 2 weiteren Helfern an einem etwas abgelegenen Platz gezerrt und sofort angezündet wurden. Unsere Aktion war beinahe abgeschlossen, als sich der Direktor heftig gestikulierend doch noch meldete, da ihn vermutlich der beissende Rauch der vor sich hin mottenden Strohsäcke, aus dem Büro getrieben hatte. Heftig atmend und schimpfend verlangte er zu wissen, wer uns zu dieser Aktion den Auftrag gegeben habe. Auf Schweizer-deutsch schrie ich irgend etwas zurück, baute aber die Worte Polizei und Ministerium ein. Das wirkte und liess ihn verstummen.

Unsere Aktion dauerte knapp 2 Stunden.

Nachtrag:

In den letzten Jahren wurde das Alters- und Pflegeheim gründlich saniert. Es wurden nach und nach auf jedem Stock Toiletten und Duschen eingerichtet und verschiedene Krankenzimmer erhielten Wasseranschlüsse. Auch das Personal wurde ausgewechselt, ein neuer Direktor und ein Arzt wurden eingestellt. Der Ton gegenüber den Pflegebedürftigen wurde geändert und sie werden heute höflich mit Namen und per Sie angesprochen.

Papageno sorgte dafür, dass sämtliche Betten mit anständigen Matratzen und mit Leintüchern ausgestattet wurden. In einer speziellen Aktion organisierten wir für jedes Zimmer einen Kühlschrank, damit die Essensreste nicht weiter auf den Fenstersimsen vor sich hin gammeln mussten. Noch heute bittet uns die Heimleitung um Hilfe, wenn ein Antrag auf einen Rollstuhl, oder andere notwendige Hilfsmittel in Bukarest abschlägig beantwortet wurde.

Richtige oder falsche Bettler?

Wie ich mit den Bettlern in Rumänien umgehe, werde ich immer wieder gefragt. Ich finde keine Antwort, wenigstens keine die mich befriedigt!

Mir kommt ein Erlebnis in den Sinn. Als ich mit Freunden in der Heltauergasse im Freien eine Pizza ass, stehen wie aus dem Nichts 2 kleine Kinder an unserem Tisch und bettelten. Ihre kleinen, schmutzigen Hände ziehen an meiner Hose. Ein Lei, bitte. Mit ihren Fingerchen machten sie Hungergesten und die Augen scheinen die Trauer der ganzen Welt zu beinhalten. Wir schütteln die Köpfe und sagen halbherzig nein.

Wir wollen die Kinder nicht zum Betteln erziehen, weil wir nicht glauben wollen, dass diese Kinder keine Familien haben; weil wir uns einbilden mittlerweile unterscheiden zu können zwischen „echten“ und „falschen“ Bettlern. Aber vielleicht auch weil wir gar nicht akzeptieren wollen, dass es tatsächlich so arme Kinder im reichen Hermannstadt gibt, die Hunger haben. Und auch weil wir ja schon so oft angelogen und beschwindelt wurden.

Wie oft haben wir für bettelnde Kinder statt Geld zu geben einfach Brot gekauft und gemerkt, dass die Enttäuschung gross war, denn die Mutter oder der Vater auf der anderen Strassenseite hat die Kinder losgeschickt um Geld und nicht Brot zu erbetteln. Wir haben schon Schuhe für ein Mädchen gekauft und feststellen müssen, dass diese vom Vater sofort in Alkohol umgetauscht wurden.

Betteln auf Umwegen. Ich könnte noch viele ähnliche Geschichten erzählen und wegen all diesen Erlebnissen sage ich immer wieder „Nein“.

Ich weiss nicht mehr was „Richtig“ oder „Falsch“ ist, vielleicht, weil ich bereits vor einiger Zeit hier in Rumä-

nien den Glauben an die Ehrlichkeit irgendwie verloren habe.

Ich gebe den Kindern nichts und stopfe mir die Pizza in den Mund. Vielleicht um nicht antworten zu müssen. Als alles aufgegessen ist, fühle ich mich leer. Ich bin satt, aber das befriedigende Gefühl, das man nach einer guten Mahlzeit empfindet, will sich nicht recht einstellen. Diese Pizza hat nach Ratlosigkeit und Traurigkeit geschmeckt. War sie nicht mit Käse, sondern mit Hilflosigkeit überbacken? Ich rede mir ein, dass ich mich „richtig“ verhalten habe, dass sich die Kinder einen Spass daraus machten uns anzubetteln, dass sie weglaufen und hinter der nächsten Hausecke über die dummen Fremden lachen, oder dass sie nach Hause rennen und von der Mutter ausgeschimpft werden. Sie soll sagen: wo habt ihr euch wieder herumgetrieben jetzt ist das Essen kalt geworden. Und die Kinder sollen sagen: „wir haben gar keinen Hunger!“ Ja, wir bilden uns ein, zu wissen, dass die Kinder ein Zuhause und Eltern haben, nur um unser eigenes Gewissen zu beruhigen.

Wenn ich heute in Rumänien angebettelt werde, masse ich mir nicht mehr an, zwischen „richtigen“ und „falschen“ Bettlern unterscheiden zu können. Wenn immer möglich kaufe ich Kindern, alten oder kranken Leuten etwas Brot und stecke ihnen auch einige Rappen zu.

Erstaunlicherweise hat mich das nicht ärmer, dafür aber zufriedener gemacht.

Das Schloss am roten Turm Pass

Die Aufgaben in Sibiu wurden umfangreicher und so reiste ich jährlich 4-5x nach Rumänien. An einem Sonntag wollten mir Emese und Mirca die Umgebung von Sibiu zeigen. Wir waren schon auf dem Rückweg, als ich auf einem Felsvorsprung eine wuchtige Burgfestung sah. Mirca erklärte mir, dass es sich um die Festung „roter Turm-Pass“ handle, der früher die Aufgabe zukam, das enge Tal vor Türken-Eindringlingen zu schützen. Mein Interesse war geweckt, denn für alte Gemäuer, Schlösser und Burgen habe ich mich immer interessiert. Zu Fuss folgten wir einem kleinen Strässchen, welches uns direkt vor ein riesiges Blechtor führte. Das Tor war nicht abgeschlossen und als ich es einen Spalt weit öffnete, sah ich viele Knaben im Schlosshof herumspringen. Emese und Mirca waren ebenso erstaunt, denn auch sie hatten keine Ahnung von dieser Einrichtung. Emese erkundigte sich, wo wir den Direktor finden könnten. Wir wurden über den Hof geführt, uns wurde gesagt, dass am Sonntag nur eine Lehrerin da sei, welche sich in der Küche befinde. Während Emese die Lehrerin suchte, hatte ich Zeit mich umzusehen. 100 oder mehr Knaben, im Alter von ca. 6-16 Jahren hielten sich im Hof auf. Alle waren einfach aber sauber gekleidet. Ich sah keinerlei Spielsachen, nicht einmal einen Ball.

Nur Irgendwo, im grossen, mit Kies belegten Hof, stritten sich einige Knaben um eine aus Aluminium bestehende Schubkarre. Die Lehrerin, eine resolute, etwa 50 Jahre alte Frau mit Kummerfalten im Gesicht, begrüsst uns und war bereit uns das Haus zu zeigen und unsere Fragen zu beantworten. Meine erste Frage lautete: „wie kommt es, dass so viele Kinder ohne Spielsachen im Hof spielen müssen?“ Das aufgesetzte Lächeln erlosch schlagartig. Das Heim sei so arm, dass es kaum möglich sei, die hier wohnenden 104 Kinder halbwegs anständig zu ernähren und für Spielsachen stehe kein Geld zu Verfügung. Mit der Schubkarre dürften die Kinder eigentlich gar nicht spielen, denn damit müsse Holz vom Schopf in die Küche transportiert werden. Im Haus war es kalt und feucht. In den Schlafsälen standen Stockbetten in Reih und Glied. Die ganze Einrichtung machte einen ärmlichen, aber sauberen Eindruck.

Wir verabschiedeten uns recht schnell und versprachen wieder zu kommen.

Immer wieder musste ich an die vielen Kinder denken, die über keinerlei Spielsachen verfügten. Ich bat eine in unserer Kirche arbeitende Katechetin, mich bei Gelegenheit zu begleiten, wenn ich einen weiteren Besuch im Schloss machen würde. Diesmal haben wir uns angemeldet, um sicher zu sein, den Direktor anzutreffen. Wir wurden im Schulzimmer empfangen. Höflich, distanziert hörte er uns zu, als wir uns vorstellten. Als er hörte, dass meine Begleiterin eine ange-



HELFEN SIE BITTE MIT, DASS DIE ARBEIT VON PAPAGENO WEITERGEFÜHRT WERDEN KANN.

hende evangelische Pfarrerin sei, schüttelte er missbilligend den Kopf und bemerkte streng, dass „seine Kinder“ nach den Regeln der orthodoxen Kirche und gemäss den staatlichen Vorschriften erzogen würden. Und dass es ihm recht wäre, wenn wir uns nicht einmischen würden. Er beruhigte sich etwas, als wir ihm versicherten, wir hätten nicht im Sinn seine, noch die Autorität der Kirche in Frage zu stellen. Da der Herr Direktor anscheinend sehr beschäftigt war, übergab er uns einer jungen Gehilfin und befahl ihr uns durch das Haus zu führen. Er entliess uns mit einem flüchtigen Händedruck. Die junge Frau stellte sich als Kindergärtnerin vor und freute sich sichtlich, uns ihren Arbeitsplatz vorstellen zu dürfen. Natürlich besuchten wir zuerst ihren Kindergarten. Als sie eine Türe öffnete, empfing uns fröhlicher Lärm und Geschrei. Aber als die Türe nur halbwegs offen war, verstummte jeder Lärm und die Kinder sprangen an die Wand, hielten die Hände auf dem Rücken und rührten sich nicht. Gespenstische Stille. Meine Begleitung versuchte vergeblich mit einigen Kindern ins Gespräch zu kommen, sie antworteten zwar, aber mit gesenktem Kopf und kaum hörbar. Da mir auch hier aufgefallen ist, dass es zwar einige Tische und Stühle gab, sonst keinerlei Spielzeug herumlag, fragt ich direkt nach. Auch hier die gleiche Antwort: kein Geld! In 2 weiteren Schulzimmern mussten die Kinder auf Schiefertafeln herumkratzen, weil weder Papier, Bleistifte oder gar Farbstifte vorhanden waren. Bedrückt und traurig setzten wir unseren Rundgang fort. Beim Eingang ins Haupthaus lagen 100 oder mehr Paare Gummistiefel kreuz und quer durcheinander auf einem Haufen, wir mussten zusehen, wie die älteren und stärkeren Knaben irgend einen ihnen passend erscheinenden Stiefel packten und dass die später kommenden zu kleine, zu grosse oder nur linke oder gar keine Stiefel mehr vorfanden. Uns ist auch aufgefallen, dass in den Sanitäräumen Zahnbürsten fehlten und dass sich das Loch, welches sich Krankenzimmer schimpfte, in einem erbärmlichen Zustand befand. Das Zimmer konnte nur durch die Türe Luft bekommen, die Wände waren feucht und rochen nach Schimmel.

Meine Begleiterin erkundigte sich bei einigen Jungen, wie ihre Weihnachtswünsche aussähen. Wir wunderten uns, dass kein einziger persönliche Wunsch geäussert wurde. Ein grosser Christbaum wurde gewünscht, gegrilltes Huhn und Pommes-Frites als Weihnachtessen und zum Dessert Pudding. Wir versprachen, dass wir uns wieder melden würden, nahmen uns aber vor diesen Kindern zu helfen.

In der Schweiz wurden Bettelbriefe verschickt. Das Echo war überwältigend. Vermittelt durch das zahnärztliche Institut in Zürich wurden uns ins Lager Murg einige Hundert Zahnbürsten mit den dazu passenden Bechern und jede Menge Zahnpasta geliefert. Wir erhielten Zeichnungs- und Briefpapier, Kugelschreiber, Farbstifte, ja ganze Etuis mit Inhalt, Zirkel und Tuschfedern. Die Firma Bata schenkte uns 150 Paar Gummistiefel in verschiedenen Grössen. Von überall her wurden wir reich beschenkt, mit Lederbällen, Fahrrädern, Reifen, Springseilen, ja sogar mit einem kleinen Trampolin.

Da wir auch zweckbestimmte Barspenden in Empfang nehmen durften, bat mich der Vorstand in der Schweiz, im Roten Turm-Schloss das Weihnachtsfest zu organisieren. Eine schönere Aufgabe konnte ich mir gar nicht vorstellen. Meine Freunde in Hermannstadt halfen mir 104 Weihnachtspakete einzupacken. An den Inhalt kann ich mich nicht mehr erinnern, vermutlich wurden Socken und Handschuhe eingepackt, bestimmt war aber auch Schokolade und Weihnachtsgebäck dabei.

Für die Küche besorgten wir 50 Hühner, Kartoffeln, Oel und Milch für das Dessert. Am Sonntag vor Weihnachten fand das Fest statt. Nach dem Essen wurden die Päckli und die vielen anderen Spielsachen verteilt, es wurde gesungen, gespielt und der Dorfpfarrer erzählte zum Abschluss eine Geschichte.

Einige Tage später lieferte der Schreiner die von uns bestellten Bänke und Gestelle. Die Bänke wurden im unteren Korridor aufgestellt, und zwar so, dass darunter 104 Paar Stiefel Platz fanden. Wir sorgten dafür, dass die neuen Stiefel jedem Kind angepasst und mit dem Namen versehen wurden. Genau so machten wir es mit den Zahnbürsten. Jedes Kind bekam einen mit seinem Namen angeschriebenen Becher, eine Zahnbürste und Zahnpasta, die auf den neuen Gestellen Platz fanden.

Das Krankenzimmer konnten wir mit 2 neuen Betten ausstatten, sorgten für Nachttischchen und eine bessere Beleuchtung.

Beim Abschied drückte uns der Direktor die Hand und dankte herzlich. Er zog mich etwas zur Seite und fragte mich, ob er mich noch etwas ganz persönliches fragen dürfe. Natürlich erwidert ich und er flüsterte kaum hörbar, ob es nicht möglich gewesen wäre, auch für die Kinder seiner Mitarbeiter ein kleines Geschenk zu organisieren. Ich erschrak und schämte mich, nicht selber daran gedacht zu haben. Ich hätte es wissen müssen. Bestimmt war es für einige der Mitarbeiter traurig mit ansehen zu müssen, wie die Heimkinder beschenkt wurden, während ihre eigenen Kinder leer ausgingen. Der Lohn einer Mitarbeiterin betrug damals knapp sFr. 80.— und erlaubte keine Sonderausgaben, auch an Weihnachten nicht. Ich bat den Chef um eine Liste mit den Namen der Mitarbeiter und deren Kinder und versprach am Dreikönigstag wieder zu kommen. Wir waren dankbar, dass wir nun das Versäumte nachholen konnten. Für alle Mitarbeiter und für alle ihre Kinder durften wir ein kleines Präsent austeilten.

Die Verbindung zum Knabenheim blieb intensiv und wir feierten nochmals 2 Weihnachtsfeste zusammen. Es war uns möglich ein Schulzimmer neu einzurichten und den ganzen Speisesaal mit Tischen und Stühlen auszustatten. Leider wurde das Heim später geschlossen, die Kinder in alle Welt verstreut und noch heute steht das Schloss leer.

Die Fatamorgana des Dr. H.

An einem Osterfest wurde mir in der Stadtpfarrkirche Hermannstadt ein Herr Dr. H. vorgestellt. Herr H. sei Rumäne, habe in Bukarest Zahnmedizin studiert und anschliessend einige Jahre in Deutschland gearbeitet. Jetzt habe er eine moderne Praxis eröffnet und suche Kunden. Natürlich erzählten ihm meine Begleiter vom Verein Papageno. Er gab sich beeindruckt und bat mich, ihn bei nächster Gelegenheit zu besuchen; er müsse mir eine Geschichte und eine damit zusammenhängende Vision erzählen.

Er kam auch sehr direkt auf seine „Vision“ zu sprechen. In Thörnen (Pauca), etwa 60 km von Hermannstadt entfernt, sei vor kurzer Zeit beim Holzabladen ein junger Mann verunglückt. Hätte es in der näheren Umgebung ein Spital oder einen Sanitätsposten gegeben, wäre der junge Mann noch am Leben. Und er erzählte mir, dass er in Pauca eine Zahnarztpraxis betreibe und dass es im gleichen Haus Platz genug gäbe für ein kleines Notspital. Er sei bereit dieses persönlich zu leiten und einzurichten. Ich war von der weltgewandten Person des Zahnarztes, von seinen Ideen und von der Tatkraft sehr beeindruckt. Ich versprach, so schnell als möglich mit dem Vorstand in der Schweiz in Kontakt zu treten und abzuklären, wie und wo wir helfen könnten. Herr Dr. H. aber hatte es sehr eilig. Er bestand darauf, mir seine Praxis in Pauca sofort zu zeigen und da er wusste, dass ich einen alten Volvo besass, verpflichtete er mich, ohne lange zu fackeln, als seinen Privat-Chauffeur. In einem grossen, beeindruckenden, 2-stöckigen Gebäude, oberhalb des Dorfes gelegen, zeigte er mir seine „Praxis“. Auf so einen Anblick war ich nicht gefasst, obwohl ich schon vieles in Rumänien gesehen habe. Der zerschlissene Behandlungsstuhl hätte eine gute Figur in einem Museum gemacht. So einen habe ich vor 40 Jahren in einem unterirdischen Bunker in der Schweizer Bergen gesehen. Es gab keinen Wasseranschluss im Haus. Ich sah kaum Instrumente und keine Gelegenheit diese zu waschen, geschweige denn zu sterilisieren. Die „Praxis“ war leergeräumt. Platz hatten nur tote Fliegen auf den Fenstersimsen und am Boden. Alles war dreckig und den Wänden sah man an, dass bei Regen Wasser eindrang und herunter rann. Vermutlich bemerkte Dr. H., dass es mir die Sprache verschlagen hatte. Je ruhiger ich wurde, desto intensiver redete er auf mich ein. „lassen sie sich nicht beeindrucken, dass sind alles Lappalien und im Nu wieder in Ordnung zu bringen. Sehen sie sich die herrliche Aussicht an, hier werde ich einen grossen Balkon bauen, damit die Kranken die frische Luft geniessen können, hier findet der Speisesaal Platz, hier werden die 5 Krankenzimmer eingerichtet, da die Apotheke und hier mein Büro“. Herr Dr. H. unterstrich seine Worte mit grosszügigen Gesten. Offenbar deutete er mein Stillschweigen als Zustimmung, denn er fa-

bulierte weiter drauf los, erzählte mir vom Bürgermeister, der seine Ideen unterstützte und daß alle Honorationen in der Umgebung seinen Plänen begeistert zustimmen. Es gelang ihm mühelos meine schüchternen Fragen mit einem mächtigen Wortschwall zu stoppen. Mein Selbstbewusstsein schrumpfte mehr und mehr, wie wenn in einem Luftballon ein Loch entstanden wäre. Die Rückfahrt nach Hermannstadt ist mir noch in besonders guter Erinnerung. Hinter jeder Strassenverzweigung, in jedem Dorf wußte Dr. H. eine Geschichte zu erzählen, in welcher er eine wichtige Hauptrolle gespielt habe. In der Stadt dirigierte er mich mit Handzeichen und gnädigem Nicken zu sich nach Hause, entließ mich mit dem Versprechen, morgen mit sämtlichen Plänen und Unterlagen bei mir in Neppendorf vorbei zu kommen. Ueber Nacht hatte ich genügend Zeit mir wichtige Fragen zu überlegen. Ich war mir meiner Schwäche bewußt, in Diskussionen meistens gute Argumente zu finden, aber leider immer 5 Minuten zu spät. Pünktlich stellte sich der Zahnarzt mit einem Paken Papier unter dem Arm, ein. Ich hatte nicht die geringste Chance irgend eine Frage zu stellen. Er breitete einen Satz farbig ausgefüllter Pläne vor mir aus, las mir aus Devis vor und deutete auf einen „Zusammenarbeitsvertrag“, den ich nur noch zu unterzeichnen habe. Er bemerkte mein Zögern, was einen erneuten Wortschwall auslöste, welcher mich beinahe vom Stuhl riss. Er sprach von einer selten günstigen Gelegenheit, die eine Schweizerische Organisation erhalte, in Rumänien wichtige Arbeiten unter seiner kompetenten Leitung leisten zu dürfen. Flüchtig überflog ich die vielen Dokumente. Auf jedem Plan und auf jedem Blatt Dr. H. vorne und Dr. H. hinten.

Dr. H. Stiftungspräsident, Dr. H. Bauleitung, Dr. H. Vertreter gegenüber der Behörde, usw. Langsam verlor ich die Geduld. Die Person von Dr. H. verlor an Glanz. Mir dämmerte, daß ich entweder auf einen begnadeten Menschenfreund gestoßen, oder auf einen Scharlatan hereingefallen bin. Allen Mut zusammen nehmend, fragte ich ihn, welche Aufgaben denn dem Verein Papageno zugeordnet seien. Lässig zeigte er auf zwei Artikel im Vertrag. Finanzierung und Buchhaltung: Papageno. Ich denke, daß er sich ertappt fühlte, denn etwas weniger selbstsicher fügte er hinzu, daß es sich um zwei sehr wichtige „Schlüsselpositionen“ handle. Ich hatte genug gehört und ich konnte wieder selbständig denken. Ich versprach die Unterlagen zu studieren und mich mit ihm wieder in Verbindung zu setzen. Widerstrebend willigte er ein, nicht ohne mich nochmals zu sofortiger Unterschrift zu drängen.

Einige Tage später besuchte ich, zusammen mit Kathy, den Bürgermeister in Thörnen. Geduldig hörte er meiner Geschichte zu. Ohne sich auf Dr. H. zu beziehen, meinte er, daß es Rumänen gebe, die es verstehen Sand als Gold zu verkaufen und das mit einer teuflischen Mischung aus Kompetenz und Intensität. Wieder zu Hause packte ich alle Unterlagen zusammen und schickte sie ohne jeden Kommentar zurück.

Papageno hat dann das Notspital in eigener Regie gebaut und von Dr. H. nie mehr etwas gehört.

Notspital Pauca, Eröffnung / Einweihung

Während die Bauarbeiten in Pauca zügig vorankamen, blieben unsere Freunde in der Schweiz nicht untätig. Um unser Budget nicht zu belasten, wurden fleißig Inventargegenstände gesammelt. Ich kann mich nicht mehr an alles erinnern. Was ich nie vergessen werde ist der Anruf einer Sekretärin der Firma Arbonia/Forster in Arbon, ich solle mich bei Gelegenheit mit dem Produktionsleiter in Verbindung setzen, noch besser wäre allerdings, wenn ich gleich nach Arbon kommen könnte. Da ich dieser Firma einige Wochen vorher einen Bettelbrief geschrieben habe, in welchem ich um gut erhaltene Occasions-Radiatoren bat, fuhr ich gleich mit meinem Volvo-Kombi los, in der Hoffnung, einige Radiatoren gleich mitnehmen zu können. Ich wurde kurz mit dem Produktionsleiter bekannt gemacht und dieser führte mich durch viele Hallen, erklärte mir die Herstellungsprozesse und wies plötzlich auf einen riesigen Berg von aufgeschichteten Radiatoren. „Diese können sie alle mit nach Rumänien nehmen, wir wären ihnen aber dankbar, wenn das in den nächsten Tagen passieren würde, da wir den Platz wieder benötigen“. Ueberwältigt und wortlos starrte ich auf die vielen weiß lackierten, in durchsichtige Folien eingeschweisste Heizkörper. Vermutlich habe ich den Produktionsleiter fassungslos und mit offenem Munde angestarrt, denn er nickte und bemerkte trocken: „ja alle!“ Ich weiß heute nicht mehr wie viele Radiatoren es waren, hingegen kann ich mich noch gut an das Gewicht von 3.500 kg. erinnern und daß nicht nur unser ganzes Notspital, sondern ausserdem 3 Kindergärten, das Kinderhaus mit Neubau in Thalheim, beide Wohnungen unseres Personalhauses, sowie alle Unterrichtsräume der Notküche im Goldtal mit Arbonia-Radiatoren ausgestattet werden konnten.



HELFEN SIE BITTE, DAMIT PAPAGENO WEITER ARBEITEN KANN.

(Fortsetzung auf Seite 4)

(Fortsetzung von Seite 3)

Auch die Papagenofreunde in der Schweiz blieben nicht untätig. Sie organisierten Spitalbetten, Nachttischchen, Beleuchtungskörper, Untersuchungsliegen, Kompressoren, Stühle, Tische, 2 komplette Einbauküchen, Waschbecken, Toilettenschüsseln, Duschkabinen etc.

Ich war überwältigt von der Großzügigkeit unserer Freunde und als von Unbekannt eine Spende über Fr. 3.000.— einbezahlt wurde, mit dem Vermerk „Transportkosten Notspital“ war ich glücklich und alle voraus gegangenen Schwierigkeiten waren im Nu vergessen.

Für alle am Bau beteiligten Handwerker organisierten wir ein kleines Fest und dankten ihnen für die geleisteten Arbeiten. Bei dieser Gelegenheit machte mich der Bürgermeister darauf aufmerksam, daß auch für die Einwohner von Pauca ein „Tag der offenen Türen“ organisiert werden müsse und daß er uns für das anschließende Fest den großen Gemeindesaal zu Verfügung stellen werde. Hoppla, dachte ich, nun weisst du ja, was von dir verlangt wird.



Die Arbeit von Papageno ist nach wie vor nötig.

Ein passendes Datum, es mußte ein Samstag sein, war schnell gefunden. Auch über das Programm wurden wir uns schnell einig. Treffpunkt beim Notspital, Besichtigung und dann ein kleiner Imbiß im Gemeindesaal. So ganz beiläufig erwähnte er, daß er natürlich auch die Presse und das Fernsehen einladen werde. Meine Frage, mit wie vielen Gästen zu rechnen sei, beantwortete er mit einem Achselzucken. Im Dorf lebt eine junge Schweizerfamilie, die einen Schweinezuchtbetrieb führt und Mitarbeiter aus dem Dorf beschäftigt. Dort holte ich mir Rat. „Du mußt mit 150 – 200 Gästen rechnen“ meinten sie und empfahlen, die Gäste aus Sibiu nicht mit den eigenen Privatwagen fahren zu lassen, sondern einen Bus zu organisieren, damit die Gäste wieder gesund nach Sibiu zurückkehren, selbst dann, wenn sie dem in Strömen fließenden Zuica (Zwetschgenschknaps) nicht widerstehen können. Glücklicherweise war der Frauenverein Pauca bereit 300 Teller mit Aufschnitt, Eiern, Oliven, Käse und Salami vorzubereiten, den Saal zu dekorieren und einen Kinderspielplatz einzurichten. In Hermannstadt verschickte ich einige persönliche Einladungen, organisierte den Bus und im Notspital organisierte ich den Tag der offenen Tür.

Ein herrlicher, wolkenloser aber sehr heißer Tag erwartete uns. Der Bus fuhr pünktlich ab. Dabei war auch eine große Delegation des Vereins Papageno und viele Papagenofreunde aus der Schweiz. Da eine Klimaanlage fehlte, waren unse-



re Gäste und wir innert kürzester Zeit schweißnaß. Kurz vor Pauca empfing uns eine Reiterschar auf herrlich geschmückten Pferden. Die wie an einer Perlenschnur aufgereihten Dorfhonorationen begrüßten uns mit Brot, Salz und Zuica und junge Mädchen und Burschen tanzten ausgelassen.

Der Festumzug bewegte sich langsam Richtung Notspital. Mit großer Verspätung erreichten wir unser Ziel. Rund um unser Spital hatte sich eine riesige Menschenmenge versammelt. Ein Durchkommen war kaum möglich und auch die sorgfältig geplante Hausführung, -wir wollten unsere Besucher in kleinen Gruppen durch die Räume führen-, mußten wir vergessen. Plötzlich befanden sich in allen Räumen Menschen, die sich gegenseitig vorwärts schoben. Immer mehr Leute versammelten sich auf dem Vorplatz, eine Musik spielte, 2 Geistliche segneten das Haus und die Rede des Bürgermeisters, er wollte den Sanitätsdirektor vorstellen, erstickte im Menschengewühl. Das was ich unter allen Umständen vermeiden wollte ist eingetreten: Ein unbeschreibliches Chaos! Ein Durcheinander ohne Gleichen! Mir blieb keine andere Wahl, als mich treiben zu lassen und mich an den fröhlichen Menschen zu freuen.

Die 300 Plätze im Gemeindesaal waren innert wenigen Minuten besetzt. Das war mir ausserordentlich peinlich, denn nicht einmal alle aus der Schweiz angereisten Freunde fanden Platz. Das beeinträchtigte glücklicherweise die allgemeine Festfreude nicht, denn es wurde einfach vor dem Kulturhaus weiter gefeiert und getanzt.

Am anderen Tag konnte ich in der Zeitung lesen, daß ca. 800 Besucher unser Notspital besichtigt haben.

Zwei kleine, unbedeutende Episoden werde ich nicht vergessen.

Am Notspital haben wir eine kleine Messingtafel angebracht, auf welcher das Eröffnungsdatum festgehalten

wurde. An zwei bescheidenen Eisenträgern haben wir je eine Rumänische- und Schweizerische Fahne montiert. Die Schweizerfahne habe ich von einem Nachbarn ausgeliehen, während die Rumänische Fahne von der Gemeinde gestellt wurde. Mitten im Trubel der Besichtigung pflügte sich die Frau des Bürgermeisters, mit einer Schere fuchtelnd, durch die Menge und teilte mir mit, daß sie die Schweizerfahne kleiner machen müsse. Es gäbe in Rumänien ein Gesetz, welches vorschreibe, jede ausländische Fahne müsse kleiner sein als die Rumänische. Mühsam konnte ich sie davon abhalten, die Schweizerfahne mit der Schere zu verkleinern. Sie war zufrieden, als wir die „Verkleinerung“ mit einigen Bostichklammern herbeiführten.

Ebenfalls mitten im Gewühl der Besucher wurde mir eine Frau vorgestellt, die 100 Jahre alt sei. Dem geberhten und zerfurchten Gesicht und den verarbeiteten Händen sah man das Alter an. Hingegen spazierte die Frau aufrecht und ohne Stock durch die Menschenmenge.

Deutlich und klar verlangte sie zum Ort gebracht zu werden, wo die „Wärme aus der Wand“ käme. Erst nach einiger Zeit verstand ich, daß sie die Radiatoren der Heizung meinte. Sie war unglaublich enttäuscht, als wir ihr die Heizkörper zeigten. „Die sind ja kalt“, meinte sie. Mit unseren Erklärungen, daß wir nur im Winter heizen, gab sie sich nicht zufrieden. Sie setzte sich ins Wartezimmer des Zahnarztes und wartete auf die „Wärme aus der Wand“. Mir blieb nichts anderes übrig als zu veranlassen, die Heizung in Betrieb zu setzen, obwohl die Sonne unbarmherzig vom Himmel stach. Erst nach einigen Minuten, als sich die Radiatoren langsam erwärmten, sagte sie zu uns: „vielleicht ist doch nicht alles Neumodische schlecht, ich hoffe nur, daß es nichts mit dem Teufel zu tun hat“.

Liebe Papageno-Freunde

Sie standen während den vergangenen 20 Jahren immer treu an unserer Seite. Dafür danken wir Ihnen herzlich. Ohne Ihre Hilfe hätten wir die oft kritischen Situationen gar nicht meistern können.

Wir haben während 20 Jahren erlebt, dass Freiwilligenarbeit und selbstlose Hilfe sich bei vielen Freunden wie ein roter Faden durch das Leben zieht. Motto: „etwas vom erfahrenen Glück zurückgeben“!

Die erlebte Solidarität, einen ganz persönlichen Beitrag für Menschen in Not zu leisten, macht uns Mut die vor uns liegenden Jahre in Angriff zu nehmen.

Wir wünschen Ihnen und Ihrer Familie ein frohes, glückliches Weihnachtsfest und grüssen Sie herzlich als Ihre Papagenofamilie.

Spenden bitte an

Aus der Schweiz: Verein Papageno, Murg PC- 70-13308-8

Oder aus Deutschland: Deutsche Commerzbank (BLZ 69040045)

Konto 2760692, Verein Papageno Murg (IBAN DE67 6904 0045 0276 0692 00)

Jede Spende wird verdankt und zuhänden der Behörde belegt.

Haben Sie Fragen oder Anregungen. Bitte melden Sie sich direkt bei uns:

Elisabeth Kuster, Präsidentin, Tel. 071 422 1811 oder per Mail

lisbeth.kuster@bluewin.ch

Kurt Rusch, Abholdienst, Murg Tel. 079 610 0594, papagenomurg@bluewin.ch

Oder direkt in Rumänien bei: Martin Bauer, Sibiu Tel 0040 269 228 013

papageno_hermannstadt@yahoo.de



Spenden nützt doppelt

Wer bei Papageno gespendet hat, kann den Betrag jetzt in der Steuererklärung vom Einkommen abziehen. Abzugsfähig sind Geld- und Sachspenden. Ihre Spende nützt also doppelt: sie unterstützt Papageno und hilft Ihnen gleichzeitig die Steuern zu senken.

Herzlichen Dank an die folgenden Bar- und Sachspender

Spendentotal von Fr. 200.- und mehr in den Monaten Juli bis Oktober 2011.

Um dem Datenschutz Rechnung zu tragen, sind bei Firmen und Institutionen Name und Ort, bei Privatpersonen nur Name und Initialen enthalten. Bei Doppelnamen wurden auch diese eliminiert. Die Spender sind pro Land und Kanton zusammengefasst und nach Namen sortiert.
2.11.2011 H.R.M.

Ausland D: WESTPAC Trading GmbH, Hamburg; Steinegger R.; **RO:** Bauer M.; **CH** Kanton; **AG:** Mengozzi M.; **BE:** Frommherz A.; Seiler L.; Stiftung Lorenzetti, Bern; **BS:** Aerni E.; Malow B. u. T.; **GR:** Pfleger M.; Brechbühler M.; **NW:** Meyer R. u. HR.; Rappo J.; Sulser R. u. I.; Weilenmann E.; **SG:** Angehrn P.; Bärlocher R.; Brockehus Sarganserland, Sargans; Eggenberger H.; Ev. ref. Kirchgemeinde,

St. Gallen; Lismifrauen, Kirchberg; Plätzwerkstatt Rotmonten, St. Gallen; Tannheimer T. u. C.; **SH:** Schwyn B.; **SO:** Thomke K.; **SZ:** Bürgi D.; Bürgler A., Atelier Galerie, Steinen; Reichmuth J u. R.; **TG:** Inauen R.; Kägi R.; Kuster E.; Schnider G.; Weizenegger E.; **ZG:** ARAN Asset Management SA, Zug; Flagfood AG, Zug; Schöni K.; Thalmann M.; Zehnder J.; **ZH:** Ackermann R.; Beck H.; Blumenthal R.; Carrano + Schilling; Ev. ref. Kirchgemeinde, Seuzach; Ev. ref. Kirchgemeinde, Wädenswil; Gadola H u. M.; Gfeller D.; Hagger A u. B.; Hardmeier V.; Ingold R.; Jäggi E-J. u. A.; Kath. Pfarramt St. Franziskus, Bassersdorf; Kostezzer R.; Mathes H-P; Maurer B.; Meier K.; Meyrat R.; Moser H.P.; Pfarrwaller A.; Preisig H.; Röm. Kath. Kirchgemeinde Heilig Geist, Zürich; Rudin R u. W.; Schubert M.; Stücheli R.; Würzler B.; Zangger C. u. G..

Unser Mitteilungsblatt wird in Rumänien von der HONTERUS Druckerei GmbH in Sibiu gestaltet und gedruckt. Wir sparen dadurch Kosten, erhalten Arbeitsplätze und bringen Devisen ins Land.